KAISER TRAJANUS.

EINE FESTREDE ZUM 27. JANUAR 1898.

VON

OSKAR JÄGER.

BEILAGE ZUM OSTERPROGRAMM
DES KÖNIGLICHEN FRIEDRICH-WILHELMS-GYMNASIUMS
ZU KÖLN.

1898. Nr. 453.

9Ko 7 (1898)

453,6

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hochwerte Festversammlung

Die letzte patriotische Feier, die uns in diesem Saale vereinigt hat, galt dem 22. März 1797, dem Geburtstag Kaiser Wilhelms I. Dieser gute und grosse Herrscher gehört jetzt und für die meisten der hier Versammelten schon in vollem Sinne der Geschichte an: man wird ihn in künftigen Tagen noch oft am Ehrentage eines lebenden Herrschers zum Gegenstande geschichtlicher Betrachtung machen und an eine solche die patriotischen Wünsche für Fürst und Vaterland anschliessen. Ich will aber heute, wo es mir wieder einmal vergönnt ist, am Geburtstag unseres Kaisers zu einer Festversammlung zu sprechen, vielmehr nach häufig beobachteter Sitte in eine weit entfernte Vergangenheit zurückgreifen und unseren Gedanken und Empfindungen an der Betrachtung eines längst entschwundenen Regentenlebens die Richtung zu geben versuchen, — eines Lebens, dessen Spuren allerdings auch jetzt nach fast 2000 Jahren nicht völlig verwischt sind und das, wie dies bei Wilhelm I. der Fall sein wird, seinen Nachfolgern auf viele Jahrhunderte zum Vorbild gedient hat.

Es ist der populärste in der langen Reihe der altrömischen Kaiser, M. Ulpius Trajanus, von dem ich in dieser kurzen Stunde sprechen will, und ohne dass ich es breit auszuführen brauche, werden wir die Ähnlichkeiten und tieferen Beziehungen zweier typischen Gestalten der Weltgeschichte erkennen, deren Grösse vornehmlich darauf beruhte, dass sie ungewöhnlich rühmliche Thaten durch die Schlichtheit ihres Auftretens und zugleich durch die Tiefe der Auffassung ihrer grossen Stellung als einer von der Gottheit ihnen auferlegten Pflicht geadelt und fruchtbar gemacht haben.

Unsere Aufgabe versetzt uns an das Ende des ersten Jahrhundert nach Chr. Etwas über 100 Jahre her war es, dass das ungeheure römische Reich, die Schöpfung von 7 Jahrhunderten, zu einem monarchisch-regierten wurde, einer Monarchie, die dann im J. 70 durch ein Abkommen, das Vespasianus mit dem Senat traf, die sogenannte lex regia, zu einer Art konstitutioneller Monarchie wurde und nach Vespasians Tode auf ganz legitime Weise auf seinen Sohn Titus und weiterhin dessen Bruder Domitianus überging. Allein diese heilversprechende Entwicklung wurde durch Domitians Rückfall in die despotische Regierungsweise und im J. 96 durch seine Ermordung unterbrochen, und der 64jährige Senator, der sich bereit finden liess, die erste Stelle zu übernehmen, Coccejus Nerva, hatte die schwere Aufgabe, die Wahl des Senats gegenüber den in Rom garnisonierenden Gardetruppen, die mit Domitian nicht unzufrieden gewesen waren und sich als eine Macht fühlten, zu behaupten. Ohne Zweifel im Einklang mit den führenden Männern des Senats that er einen klugen und entscheidenden Schritt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

indem er den Legaten des oberrheinischen Germaniens, Trajanus, der für den tüchtigsten Truppenführer damaliger Zeit und zugleich für einen Mann von tadelloser Vergangenheit und zuverlässigem Charakter galt, in einem feierlichen Akt auf dem Capitol adoptierte, zu seinem Nachfolger und Mitregenten annahm. Die Nachricht von der hohen Stellung, die ihm übertragen war, erhielt Trajan hier zu Köln, und so gross war die Wirkung dieses Schrittes und der Zauber seines Namens, dass die Spannung der Lage im Mittelpunkt des Reichs sofort nachliess und der Erwählte nicht einmal nötig hatte, die Lösung seiner Aufgabe an der germanischen Grenze zu unterbrechen, und auch als Nerva im Januar 98 starb, konnte er ruhig erst seine Arbeit der Sicherung der Rheingrenze durch Festungsanlagen beendigen. Erst im Herbst des folgenden Jahres bezog er die kaiserliche Wohnung auf dem Palatin zu Rom.

Es geschah ohne Prunk: doch imponierte wie bei Kaiser Wilhelm die hohe Gestalt, die sichere militärische Haltung, der Ausdruck des Gesichts, in dem sich zugleich Milde und Festigkeit aussprach: neben ihm seine Gemahlin Plotina, von der alsbald ein Bonmot umgetragen wurde, das sie beim Einzug in den Palast geäussert habe — sie betrete diesen Ort so wie sie ihn einst zu verlassen gedenke. Trajan war jetzt 46 Jahre alt, kein „Italiot" von Geburt, er stammte aus einer Kolonialstadt, die einst der ältere Scipio auf spanischem Boden gegründet hatte. Die dort in Italika hochangesehene Familie der Ulpier erhielt besonderen Glanz durch seinen Vater, der mit Auszeichnung im judaischen Kriege gedient und es bis zum Prokonsul von Asien gebracht hatte. Wohl hatte man es bemerkt, dass der neue Prinzeps der erste „Ausländer" (*ἀλλοεθνὴς*) sei, der zur höchsten Würde emporgestiegen: allein man nahm daran keinen Anstoss. Vor allem nicht im Senat, in welchem der altrömische Adel nur in verhältnismässig wenigen Abkömmlingen fortlebte, und überhaupt war der altitalische oder stadtrömische Partikularismus in den Hintergrund getreten vor den allzugrossartig gewordenen Verhältnissen und dem siegreich sich erhebenden Begriff des *genus humanum*, dem Stichwort einer neuen Zeit, vor dem das *civis Romanus sum* der republikanischen Zeit nicht mehr seinen vollen Klang bewahrte.

Trajan hatte, wie wir annehmen müssen, die gewöhnliche Erziehung eines vornehmen Römers — wahrscheinlich mit starkem Überwiegen ihrer militärischen Seite — empfangen, hatte im Zelte seines Vaters und weiter als Offizier dessen Feldzüge mitgemacht, im Orient gegen die Parther, am Rhein gegen germanische Grenzstämme gestanden, im J. 91 noch unter Domitian, der trotz seiner bösen Despotennatur tüchtige und loyale Männer zu schätzen und zu nutzen wusste, das Konsulat erstiegen und dann die Verwaltung einer grossen Provinz, des tarraconensischen Galliens geführt, also für sein hohes Amt — denn so, als magistratus, wurde auch jetzt noch der Principat angesehen — die denkbar beste Schule durchgemacht. An wissenschaftlichen Bestrebungen im eigentlichen Sinn, welche in dieser Ära des allgemeinen Friedens eine so grosse Rolle spielten — an der Wissenschaft sofern sie in Theorie und System bestand, so wird man wohl das *ὅση ἐν λόγοις* des griechischen Darstellers deuten dürfen — nahm er wenig Interesse, auch hier unserem Kaiser Wilhelm I. ähnlich, wusste sie aber wie dieser in ihrer Bedeutung für das handelnde Leben wohl zu würdigen. Seine Art enthüllt sich uns in seinen Briefen an den Statthalter von Bithynien — sie sind kurz, eine klare Willensmeinung ohne rhetorisches Beiwerk, ohne geistreiches Sichgehenlassen bekundend, und doch gewinnen sie durch eine überall hervorleuchtende Gutherzigkeit, die den soldatischen Mann ganz besonders wohl kleidet. Auch gehörte er wie Kaiser Wilhelm zu den Männern, die ihre Aufgabe in ihre einfachen Bestandteile zu zerlegen wissen und die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zwar unermüdlich fleissig, aber nicht aufgeregt arbeiten, dabei durch eine einfache Lebensweise und deren Lohn, eine gute Gesundheit, unterstützt werden.

Es drängte sich seinem natürlichen Verstande, der lange genug Zeit gehabt hatte durch Beobachtung zu reifen und sich zu schärfen, von selbst auf, dass dies ungeheure Reich, in einer langen Kette von Kriegen zusammenerobert, allerdings in dem Sinn vor allem ein Militärstaat war, als das unvergleichlich organisierte, im Verhältnis zum Umfang des Reichs gar nicht besonders zahlreiche, aber dank der langen Dienstzeit und den an sie geknüpften Belohnungen aus Berufssoldaten bestehende Heer einen sehr wichtigen, ja in gewissem Sinne den wichtigsten Faktor im Staate bildete: noch vor knapp 3 Jahrzehnten hatten die Legionen wie Völker gegeneinander gekämpft, um je ihren Imperator zu erheben. Eben dies aber legte ihm nahe, auch das bürgerliche Element, die Autorität des Senats zu pflegen, den Domitian niedergehalten und terrorisiert hatte. Es war die Körperschaft, welche mehr noch als die Legionen die Gegenwart mit der Vergangenheit des Staates verknüpfte, die Reichseinheit, das eigentlich Römische vertrat: das Kaisertum reichte nur 3 Generationen weit, der Senat aber in die allerältesten Ursprungszeiten zurück: indem Trajan dieser Körperschaft die Ehre erwies, die ihrem Namen und ihrer Vergangenheit gebührte, hob er sie wieder und machte sie zu einer Stütze der Monarchie, der sie bei einem Manne, welcher das Heer in fester Hand hielt, niemals gefährlich werden konnte. Ein dritter Faktor war der frühere, längst abgesetzte oder unter Kuratel gestellte Souverän, die Bevölkerung der Hauptstadt. Um sie bei guter Laune zu erhalten reichte es aus, mit Umsicht für ihre Beschäftigung und Ernährung zu sorgen, ihr dann und wann eine augenfällige Schenkung — Bauten, Wasserleitungen, Spiele — zu machen und sich ihr gelegentlich bei den Wagenrennen im Zirkus, den Gladiatorenspielen im Amphitheater zu zeigen. Das that auch Trajan und wir lesen, dass er das letztere gerne that: er teilte darin also den Geschmack seines Volkes, der sich längst dem ganzen Westen mitgeteilt hatte.

Er war aber wie Kaiser Wilhelm zu sehr Soldat, um nicht kriegerische Thätigkeit und Abwechslung zu lieben, und Staatsmann genug, um einzusehen, dass Kriegsthaten und kriegerischer Ruhm noch immer den Bevölkerungen am meisten imponierten, und so hat er von den 19 Jahren seiner Regierung fast 8 Jahre an der Spitze seines Heeres zugebracht. Wie sehr er sich hier in seinem Elemente fühlte, beweist die Äusserung, die er nach dem Siege über die Parther that, als er von dem eroberten Ktesiphon aus den Tigris hinab bis ans Meer fuhr und ein nach Indien unter Segel gehendes Schiff gewahrte: „Dahin wär ich auch noch gegangen, wenn ich noch jung wäre“. Hier nun zeigte er sich ganz als Kriegsmann: er teilt die Beschwerden des Dienstes wie die einfache Nahrung — den Speck, den Käse, die Poska, einen Trunk aus Essig und Wasser — des gemeinen Soldaten, man sieht ihn meist zu Fuss gehen, den Fluss als der erste überschreiten, unablässig die Soldaten mit Übungen und Alarmierungen beschäftigen, als Feldherrn umsichtig und vorsichtig, Nichts dem Zufall überlassend. Es liegt unserem heutigen Zwecke fern, seine Kriegszüge im Einzelnen zu verfolgen. Die beiden dacischen Kriege 101 und 102, 105 und 106 n. Chr. machten dem Königtum eines hochstrebenden Barbarenfürsten ein Ende und sicherten die Donaugebiete, wie früher die Rheingrenze gesichert worden war, sie waren aber zugleich in hohem Grade ein Krieg im Interesse der Zivilisation. Militärische Kolonien, Heerstrassen, Brückenbau, Ansiedlung von Kolonisten aus dem Westen dienten dazu, namentlich den westlichen Teil des heutigen Königreichs Rumänien einigermassen zu romanisieren, und wie weit dies gelungen, beweist neben mancherlei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denkmälern vornehmlich das dauerndste aller Denkmäler, die Sprache, die uns jetzt, wo das Land aufs Neue mit dem westlichen Europa in nahe Berührung gekommen ist, zuweilen vertraut ans Ohr klingt und diese alte Römerzeit (timp Romanilor) ins Gedächtnis ruft. Der Krieg dagegen, den Trajan nach 7 Jahren friedlicher Regierung in seinen letzten Jahren führte, der armenische und der parthische, hat den Kaiser zwar weiter als jemals einen römischen Feldherrn vor ihm nach Osten bis Babylon am Euphrat und Ktesiphon am Tigris geführt und das Reich um einige neue Provinzen, Armenien, Babylonien, Assyrien vermehrt, aber wie sehr diese Eroberung dem militärischen Selbstgefühl der Truppen und was von solchem noch in der Bevölkerung lebte, schmeicheln mochte, eine dauernde, geschweige fruchtbare Erwerbung waren sie nicht, und schon sein nächster Nachfolger verzichtete freiwillig auf den prekären Besitz. Den Kaiser selbst belehrte noch im Sommer 117 ein furchtbarer Aufstand der Juden, der Cypern, Judäa, Unterägypten und Cyrene mit Greueln erfüllte, dass man genug zu thun hatte, die alten Provinzen mit orientalischer Bevölkerung sicher zu behaupten. Vielleicht hat er selbst dies noch eingesehen: in Antiochia, seinem Hauptquartier erkrankt, übergab er den Befehl seinem Verwandten und Nachfolger Hadrianus und schiffte sich nach Italien ein, das er aber nicht wiedersehen sollte. Unterwegs zu Selinus in Cilicien starb er, August 117 n. Chr.

Ob die Motive, die den Kaiser zu diesem Kriege bestimmt haben, stichhaltig waren oder nicht, ob ihn richtige Einsicht und politische Notwendigkeit dabei leiteten, wird man nach dem Stand unserer Quellen nicht entscheiden wollen: Alles in Allem erwogen, wird man doch sagen müssen, dass Trajanus wie Kaiser Wilhelm zu den Fürsten gehörte, die zum Schwerte greifen, wo sie gewissenhafter Weise müssen, und es dann auch ihrer Naturanlage und Erziehung gemäss mit Freudigkeit führen, den Krieg aber immer nur als einen Teil und nicht als den wichtigsten ihrer eigentlichen Regententhätigkeit ansehen. Einen durchaus erfreulichen Anblick nun bietet uns diese Regententhätigkeit, von der wir auch so weit unterrichtet sind, um uns das Bild des Mannes zu vergegenwärtigen. Vor allem einen Zug hat er mit unserem grossen Kaiser gemein: er, der eines, das Militärwesen, gründlich und als Fachmann verstand, verschmähte es, was doch dem Herrscher eines grossen Reichs, der sich schnell über alles durch die besten Kenner unterrichten lassen kann, so leicht gemacht ist, als der Viel- oder Alleswissende zu erscheinen. Vielmehr liess er da, wo er nicht sachverständig war, bescheiden aber mit selbständiger Einsicht urteilend, die Männer des Fachs gewähren. Deshalb war er überall gut und gern bedient, und es giebt ein ansprechend modernes Bild, wenn wir bei Plinius lesen, wie er in einer verwickelten Erbschaftssache eine Kommission von Juristen um sich versammelt, sie auf seine Villa einladet, sich nicht verdriessen lässt, lange und ernsthafte Sitzungen mit ihnen abzuhalten, dann sie zur Tafel zieht, die keineswegs den raffinierten Luxus zeigt, an den wir gewöhnlich bei Mahlzeiten des kaiserlichen Roms denken: hier waltet dann das Gespräch ungehemmt bis tief in die Nacht, oder die Gesellschaft wird gelegentlich mit Musik unterhalten. An den Äusserlichkeiten der höchsten Stellung zeigt er keine besondere Freude, sein Auftreten bleibt würdig, aber einfach: mit Audienzen, Gerichtssitzungen, Kommissionsberatungen der mannigfaltigsten Art, Besichtigung von Bauten, Anhören von Vorträgen über die verschiedensten Dinge, Durchmusterung der Berichte, die durch Kuriere oder mit der kaiserlichen Post eingegangen, Diktieren seiner Entscheidungen, wozu man noch eine nicht geringe Last von Repräsentationspflichten nehmen muss, war sein Tag reichlich und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

überreichlich ausgefüllt. Wir haben nur die Korrespondenz mit einem Statthalter einer nicht gerade besonders bedeutenden Provinz während eines kurzen Zeitraumes, 121 Briefe oder Billete: aber wenn man sieht, welche unbedeutenden Dinge der etwas ängstliche und pedantische Beamte seinem Dominus vorträgt — Ausbau eines Theaters in Nicäa, Wasserleitung in Nikomedien, Einrichtung einer Badeanstalt in Prusa, Adressen oder Deputationen bei der Feier des kaiserlichen Geburtstags, Bewachung der Gefängnisse durch öffentliche Sklaven oder durch Soldaten, Religionsskrupel, ob man einen verfallenen Tempel der Magna Mater ausbessern solle oder an einem andern Ort einen neuen aufbauen dürfe — so kann man sich einen Begriff machen von der Masse und Verschiedenheit der Dinge, welche täglich der Entscheidung des Kaisers unterbreitet wurden und sich der kurzen, knappen, klaren, zugleich von humaner Gesinnung und von gutem praktischen Sinn und Verstand zeugenden Antworten des Kaisers freuen.

Berühmt unter diesen ist jene Antwort, die er dem Plinius auf dessen Anfrage in Betreff der in seiner Provinz zahlreich auftauchenden Christen gegeben. Eigentlich zum ersten Mal trat hier das ungeheuere Problem, der Konflikt der reinen Gottesreligion mit der bunten Götterwelt vieler Völker und Jahrhunderte voll in den Gesichtskreis der Regierenden und man merkt es der Anfrage des Plinius wohl an, in welche Verlegenheit schon in seinen ersten Stadien das Problem diese Regierenden setzte. Man hatte die wachsende Zahl der Christiani schon an der Verödung mancher Heiligtümer und an der geringen Nachfrage nach Opfertieren bemerkt. Die Frage war, ob man nach den bestehenden Verordnungen über das Vereinswesen verfahren — das Christsein als solches bestrafen solle oder nur die wirklichen Vergehungen, die sich an diesen Namen knüpfen würden, also etwa die Weigerung, den Göttern oder dem Bilde des Kaisers zu opfern. Die Antwort des Kaisers zeigt den verständigen und gutartigen Mann. Er vermeidet den Ausdruck Todesstrafe, supplicium; man darf die Leute nicht aufspüren, werden sie angegeben und überführt, dann sind sie zu bestrafen; wer leugnet Christ zu sein und den Thatbeweis liefert, indem er zu unsern Göttern betet — von seinem eigenen Bilde sagt er nichts — wird nicht weiter behelligt. Denunziationen ohne Nennung des Gewährsmannes sind nicht zu berücksichtigen, sie geben ein schlechtes Beispiel und passen nicht in unser Zeitalter — nicht in ein Zeitalter, in welchem der Begriff des genus humanum und der Humanität eine Wahrheit zu werden begann.

In diesen Einzelentscheidungen, zahlreich, zahllos wie sie waren und dem Verfahren der Regierungsmacht in ihrem Sinn lag das Hauptverdienst dieser Regierung, die keine despotische aber eine durchaus persönliche war und sein musste. Bei einem energischen Regenten wie Trajan wirkte sie rasch und durchgreifend. Nicht genug kann sich der treue Unterthan Plinius thun in der Schilderung der Segnungen dieser monarchischen Thätigkeit, welche sogar das Wunder vollbringt, dem lebenspendenden Lande Ägypten, als einmal die befruchtende Nilüberschwemmung ausbleibt, mit den Mltteln des Reichs das Leben zu erhalten, und ein tieferer Geist, sein Freund und Zeitgenosse Tacitus zeigt, dass dieses persönliche Regiment mit der Freiheit wohl vereinbar sei, indem er „das seltene Glück dieser Zeiten“ preist, in denen man denken dürfe was man wolle und sagen was man denke. Derselbe humane Geist wie in den Einzelentscheidungen spricht aus den Gesetzen, die unter Trajans Regierung erlassen worden sind und bei deren Vorbereitung er sich eines Beirats tüchtiger Juristen bediente. Er hatte hier die Auswüchse des cäsarischen Despotismus auszurotten, wie er denn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Unwesen der Delationen, die zu einem förmlichen Gewerbe geworden waren, ein Ende machte und das Programm aussprach, dass es besser sei, wenn einmal eine Übelthat (facinus) unbestraft bleibe, als wenn ein Unschuldiger bestraft werde. Lebhaft aber beschäftigten ihn und die Zeit soziale Fragen und in dieser Beziehung ist — neben dem was zur Verbesserung des Loses der Sklaven geschah — die grosse Massregel wichtig, zu der ihm seine gute Finanzverwaltung die Möglichkeit gab — die freie Bevölkerung Italiens zu heben durch eine grosse Stiftung, eine Alimentation, die bestimmt war, freien aber wenig bemittelten Familien die Ernährung und damit die Erziehung ihrer Kinder zu erleichtern. Von den zwei grossen Ruinen, an denen man das Andenken an den verdienten Kaiser im heutigen Rom sich erneuern kann, der Siegessäule auf dem Trajansforum mit ihren unzähligen Szenen aus dem dacischen Kriege und den stark beschädigten Reliefplatten auf dem römischen Forum — welche eben diese Stiftung, den Kaiser, wie er der Italia und ihren Kindern die Hand entgegenstreckt, darstellen — ist es diese, an der man heute mit besonderer Bewegung verweilt. Die Massregel kam in der Hauptstadt selbst etwa 5000 Kindern, im übrigen Italien, das zu diesem Zweck in eine Anzahl von Alimentationsbezirken geteilt wurde, vielleicht der 10fachen Zahl und mittelbar einer noch viel grösseren Anzahl zu gut, da wir aus Plinius sehen, dass des Kaisers Beispiel bei reichen Privaten vielfach Nachahmung fand, wie man überhaupt findet, dass die führenden Kreise der italischen Gesellschaft und ebenso die reichen Leute der Provinz in Stiftungen und Geschenken aller Art, in Bauten, Wasserleitungen, Schulen, Bibliotheken, die sie auf ihre Kosten anlegten, von ihrem Vermögen einen löblichen Gebrauch machten und dabei einen rühmlichen Lokalpatriotismus kund gaben, der in diesem Reiche jetzt gewissermassen die naturgemässe und einzige Form des Patriotismus geworden war.

Und dies, das kaiserliche Beispiel, war neben den Einzelentscheidungen und den Gesetzen das Bedeutungsvolle und Segensreiche dieser Regierung: kaum je hat sich diese Seite des monarchischen Regiments grossartiger geltend gemacht als in dieser Blütezeit des römischen Kaiserreichs, in den 84 Jahren der Regierungen des Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Marcus Aurelius. Und so begann für diesen Mann wie für unsern Kaiser Wilhelm eine neue Wirksamkeit mit seinem Tode, die sich schon bei seinem unmittelbaren Nachfolger Hadrianus zeigte und mit jeder ferneren Generation zunahm. Aus der oft dem Eutropius nacherzählten Anekdote, dass man spätere Imperatoren mit dem Wunsche begrüsst habe „sei glücklicher als Augustus und besser als Trajanus", können wir wenigstens so viel entnehmen, dass das Trajano melior, das „besser als Trajan" schon einen sprichwörtlichen Klang hatte und die Volksstimme mit dem Namen das Ideal eines römischen Imperators bezeichnete, so wie sie bei uns mit dem Namen Wilhelms I. das Ideal eines deutschen Kaisers bezeichnen wird.

Der erste, meine Freunde, der sich zu diesem Ideal bekannt hat, ist unseres jetzigen Kaisers Majestät gewesen, und wir dürfen ihn glücklich preisen, dass er die Ideale nicht in der Ferne, nicht erst bei Griechen und Römern zu suchen brauchte, sondern sie im eigenen Hause fand. Es ist einer der vielen Vorzüge des preussischen Königtums, dass unsere Fürsten nicht bloss eine ehrenvolle Stelle in einer Reihe hoher Magistrate wie die römischen Imperatoren, sondern auch eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der vorwaltenden Familie, in der Geschichte eines Hauses einnehmen oder erstreben müssen. Und ebenso, von einem anderen Ausgangspunkt angesehen, ist es der grosse Vorzug unserer deutschen Monarchie vor der einstigen römischen, dass hier in Kraft der Erblichkeit der Krone das Verhältnis zwischen Volk und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herrscher kein gemachtes, kein durch Wahlen, also oft genug durch Zufall begründetes, sondern ein natürlich gegebenes ist. Denn es ist eine mehr als naive Vorstellung, dass durch Wahl, wie immer gestaltet sie sei, immer der beste Mann an die erste Stelle berufen werde: die Geschichte des römischen Principats beweist es zum Überfluss und am klarsten durch die Ausnahme, die wir so eben betrachtet haben. Nicht minder verkehrt ist es, wenn man in der Erbmonarchie und ihrem Träger nichts sieht als eine Institution, und z. B. einen Vorzug der englischen Monarchie darin findet, dass dort Person und Charakter des Herrschers den Institutionen gegenüber eine ziemlich gleichgültige Sache sei. Halten wir vielmehr daran fest, dass bei uns noch das natürlich richtige Verhältnis besteht — dass hier, meine ich, wie überall in der Welt die Persönlichkeit erst der Stellung ihre wahre Bedeutung gibt — dass wir also in unserem König nicht bloss eine Institution ehren, sondern eine lebendige Persönlichkeit, an deren Entfaltung, Bethätigungsweise, Charakter Alles, alt und jung, menschlichen Anteil nimmt — erkennen wir den Segen, der darin liegt, dass glücklicherweise die deutsche Monarchie und das preussische Königtum ein verfassungsmässiges geworden und dabei ebenso glücklicherweise ein patriarchalisches geblieben ist.

Wohl also, werte Festgenossen, gilt an diesem Tage unser Heilruf stets dem Kaisertum, dem wiedergewonnenen Königtum unserer Nation, er gilt aber zugleich und vor allem dem Manne: und besonders freudig erschallt er heute, wo wir noch unter dem frischen Eindruck des jüngsten Ereignisses unserer vaterländischen Geschichte stehen, dass durch Wilhelms II. Thatkraft die schwarzweissrote Fahne an fernen Küsten im Dienst des vaterländischen und des menschlichen Fortschritts, ja recht im Dienste des genus humanum zukunftverheissend aufgepflanzt worden ist. Und so, als ein vaterländisches Familienfest, wollen wir auch diese heutige Feier begehen und betrachtet wissen und dem Haupte dieser vaterländischen Familie, in dessen Händen die Macht und Ehre dieser grossen Nation sicher ruht, auch unsern bescheidenen Festgruss entbieten.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herrscher kein gemacht … nug durch Zufall begründetes, sondern ein natürlich gegel… als naive Vorstellung, dass durch Wahl, wie immer gestal… an die erste Stelle berufen werde: die Geschichte des römi… berfluss und am klarsten durch die Ausnahme, die wir so el… r verkehrt ist es, wenn man in der Erbmonarchie und ihre… stitution, und z. B. einen Vorzug der englischen Monarch… nd Charakter des Herrschers den Institutionen gegenüber … sei. Halten wir vielmehr daran fest, dass bei uns noch … esteht — dass hier, meine ich, wie überall in der Welt die… hre wahre Bedeutung gibt — dass wir also in unserem Kö… en, sondern eine lebendige Persönlichkeit, an deren Entfa… r Alles, alt und jung, menschlichen Anteil nimmt — erkenn… dass glücklicherweise die deutsche Monarchie und das pre… ässiges geworden und dabei ebenso glücklicherweise ein pa…

Wohl also, werte … unser Heilruf stets dem Kaisertum, dem wiedergewonnenen … aber zugleich und vor allem dem Manne: und besonders … noch unter dem frischen Eindruck des jüngsten Ereignisse… te stehen, dass durch Wilhelms II. Thatkraft die schwarzw… m Dienst des vaterländischen und des menschlichen Forts… genus humanum zukunftverheissend aufgepflanzt worden ist… Familienfest, wollen wir auch diese heutige Feier begehen … upte dieser vaterländischen Familie, in dessen Händen die … ation sicher ruht, auch unsern bescheidenen Festgruss e…

…gi in Bonn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf